

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

247 (23.10.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Tigerer

Im allgemeinen ist Pforzheim im Reiche sehr wenig bekannt. Nur in Fachkreisen kennt man die Stadt mit ihrer weltumspannenden Schmuckwarenindustrie genauer. Besonders die nach dieser Metropole der Bijouterie-Industrie kommenden Einkäufer lernen hier eine Berufsart kennen, die wohl kaum in der Welt eine Parallele hat, wenigstens nicht in diesem Ausmaß und in dieser Eigenart. Es handelt sich hier um die sogenannten Tigerer.

Der Fremde, der zum ersten Male nach dieser, in den Entwidlungsjahren steden gebliebenen und in ihrer ganzen Anlage verpflanzten großen Stadt mit ihren etwa 80 000 Einwohnern kommt, steht mit Erstaunen vor den großen Hotels im Zentrum von morgens früh, wenn sich kaum die Massen der in die Fabriken eilenden Arbeiter verlaufen haben, bis zum späten Abend ganze Truppen Männer stehen, die sich in der Regel angelegentlich zu unterhalten scheinen. Tatsächlich werden auch wohl kaum irgendwo mehr Klatschgeschichten und Neugierigkeiten ausgetauscht, als hier. Der Geschäftsmann kann hier am ersten erfahren, welche Firma der Branche schlecht steht, welcher Konkurs sich ereignet hat, und wo hier und dort los ist. Zum Teil tragen diese Tigerer Masken oder Gluis mit sich herum; teilweise haben sie auch kleine Koffer bei sich, die die sogenannten Handmuster enthalten. Die eigentlichen Musterlöffler werden ihnen später bei Bedarf auf telefonischen Anruf bei ihrer Firma meistens von Lehrlingen nachgebracht. Selbst derartige, der nichts Derartiges mit sich führt, hat doch stets die Geschäftskarte seiner Firma griffbereit in der Tasche. Vor den übrigen Proletariern schämen sich diese Menschen, wie die meisten Anwohner, durch ein etwas gepflegteres Aussehen aus, das sie durch eine entsprechende Erbe in ihrem Geldbeutel hüten müssen.

Unter diesen Tigerern befindet sich allerdings auch eine Reihe kleinerer Fabrikanten. Ueberhaupt sind die Fabrikanten meistens „Bauern“, die „es zu was gebracht“ haben, d. h. sie sind von den umliegenden Dörfern herinn gekommen, haben als Arbeitermeister die Fabrik unterhalten und sich später in einer Datschube als „Fabrikant“ d. h. als Heimarbeitler selbstständig gemacht. Infolge der geringen Kosten konnten sie nun auch die größeren Fabriken unterhalten und so „vorwärts kommen“, d. h. sie stellten mit der Zeit einige Arbeiter ein und murkten weiter. Dies jedoch nur nebenbei zur Illustration dafür, aus welcher Art Menschen sich diese Tigerer rekrutieren.

Meistens sind die Tigerer gegen Veräußerung von Provision auf die getätigten Verkäufe angesetzt. Der eine oder der andere bekommt vielleicht auch ein kleines Firm von 50 bis 100 Mark im Monat, je nachdem, muß aber dafür noch Büroarbeiten mit übernehmen. Ihre Hauptarbeit besteht darin, mit lauernden Katzenaugen die nach Pforzheim kommenden Einkäufer deutscher und hauptsächlich ausländischer Käufer zu beobachten und bei der ersten geeigneten Gelegenheit mit tigerartiger Gasse auf sie loszuspringen und sie nicht eher loszulassen, bis sie als Kunden gewonnen sind. Die Art und Weise, wie dabei vorgegangen wird, ist tausendfältig und hängt von vielerlei Umständen ab. Nur der Tigerer hat wirklich großen Erfolg, der reiche Sprach- und Sachkenntnis, gepaart mit großer Menschenkenntnis und einem feinen Gesinnung für die Erfüllung des richtigen Mittels und des geeigneten Augenblicks besitzt. Es gehört ihnen ein richtiges Quantum psychologischen Verstandnisses dazu, sich im richtigen Augenblick in geeigneter Weise an den Einkäufer heranzumachen, denn die Konkurrenz ist groß. Das dabei mit allerhand Praktiken und Kniffen gearbeitet wird, ist leicht verständlich, obwohl andererseits bei Tigerern, die nicht direkte Konkurrenzformen vertreten, oft eine Solidarität herrscht, die man sonst selten findet. In diesen Fällen werden Erfahrungen und Tricks ausgetauscht, mit denen ihrerseits die hierher kommenden Einkäufer arbeiten, auch keine schlechten Geschäftsleute sind. Hat beispielsweise der eine Tigerer ein und murken den Preis der Mutter bemerkt, daß der Einkäufer unbedingt an den Preis herunterhandeln will, so gibt er seinen Kollegen einen Wink, und gleich werden die Preise entsprechend erhöht. Da die Waten in den meisten Fällen in verschiedenen Bahrungen ausgesprochen sind, darunter regelmäßig auch in Schweizer Franken, so wird einfach der Schweizer Frankenpreis anstelle des Marktpreises angegeben. Dadurch hat der Tigerer einen Spielraum von rund 20 Prozent, die er sich wieder abhandeln lassen kann. Beide Teile sind zufriedengestellt. Der Einkäufer hat das Bewußtsein, den Preis für seinen Auftrag zu haben, und der Tigerer hat seinen Auftrag zu den richtigen Preisen in der Tasche. Diese Manipulation ist jedoch nur infolge der eigenartigen Struktur der Pforzheimer Industrie möglich. Jeder Fabrikant hat wieder andere Muster, jedoch der Einkäufer nur die Mög-

lichkeit hat, die Preise an ähnlichen Stücken, niemals aber an genau übereinstimmenden Mustern zu vergleichen.

Um den Einkäufern entgegenzukommen, haben sich die Tigerer mit dem größten Teil der Fabrikanten in der Bijouterie-Industrie vereinigt zur Vereinigung genau, zusammenschließen, die im ältesten Pforzheimer Hotel, dem Hotel „Roi“, Büros und sonstige Räume eingerichtet hat, in denen die Einkäufer sich die Musterkollektionen der Fabrikanten und Tigerer vorlesen lassen können.

Der höchste Wunsch eines jeden Tigerers ist es natürlich, selbst Fabrikant zu werden. Die Möglichkeit hierzu bietet sich ab und zu, wenn einer dieser kleinen Fabrikanten, die meist ganz gute Arbeiter sind, jedoch von kaufmännischen Dingen nichts verstehen, einen Teilhaber mit geringer Einlage sucht, der dann die Außenarbeit und die Büroarbeiten zu übernehmen hat, während sich der „Techniker“ nur um die reine Fabrikation kümmert. Manchmal gelingt das Selbständigwerden, d. h. das Geschäft floriert. Manchmal gelingt es auch nicht, und die Firma geht pleite. Dann sind die sauer erarbeiteten Notrenten verloren. Glück die Geschichte, dann blüht das Geschäft so lange, bis sich die betren Chefs ein Auto zulegen oder der Herr Sohn das Geschäft räumt.

Mittlerweile schaffen und kaufen die Goldschmiede und Kofschmied an Werkbrett und Postermotor und halten gebuldig den Kunden hin, auf dem dieser etwas ungläubiger Faleinschlag ausstrahlt wird.

Der grüne Wirtshauskranz als Wahrzeichen des Weinauschanke

Wer sollte es nicht wissen: „Wo der Weinkranz hängt, da wird Wein geichent!“ Aber nicht nur in deutschen Landen ist der grüne Wirtshauskranz oder Kranz verbreitet und lobet zum Trunke ein, sondern auch bei den Nachbarn finden wir ihn vor, es wird sogar behauptet, er wäre schon bei den Römern zu Hause gewesen.

In ganz Deutschland treffen wir den Weinkranz an und selbst da, wo man ihn nicht mehr mit frischem Laub erneuert, ist oft der Name als Wirtshauszeichen geblieben. Bereits im Mittelalter ist der ausgebreitete Kranz als Wirtshauszeichen neben einem Fackelkreuz oder einer Krone nachgewiesen. In den Niederlanden bestand im 16. Jahrhundert für die Wirtshäuser geradezu die gesetzliche Verpflichtung ein Zeichen oder einen Kranz, in späterer Zeit auch zwei Kränze oder zwei Fackelkreuze auszubringen. Auch ein grüner Zweig, Busch, der Maier genannt wurde, diente als Zeichen. In einer oberbayerischen Zeitschrift wird berichtet: „Solche seitliche Zeichen hieß man Busch oder Strauchwirtshaus, weil ein solcher Bauernwirt statt des Schildes einen grünen Ast oder Busch über seiner Tür hinausstreckte. In früheren Zeiten wurde statt des Strauches auch ein Reis oder Kranz vor die Tür gesteckt, wobei noch die Kranzwirtshäuser rühmten.“

Bei der Vergänglichkeits des frischen Laubes traten bald Ersatzmittel an seine Stelle. In den Alpenländern benutzte man daher häufig Hopfenähre, die lila im Winde flatternd, die Schenke anzeigte. Oft werden sie durch leseren Stoff, durch hopfenähnliche Eisenbänder, die lila in der Luft zu einer Art Krone zusammengeleitet werden und den aus Blech säubertlich gestalteten Kranz von Weinlaub und Trauben verjagen.

Zumeilen treten auch andere Zeichen an die Stelle des Kranzes. So sieht man, wenn auch seltener, das Pentagramm, den fünfeckigen Stern, der zugleich Zauberstern genannt wird. Seine Anwendung als Wirtshauszeichen soll auf die Pothagoräer zurückgehen. Ein flatternder Pothagoräer soll den Wirt, dem er seine Schuld nicht zahlen konnte, das Pentagramm als Erkennungszeichen für vorbeiwandernde Geister hinterlassen haben, um ihn auf diese Weise durch frische Luftschiffahrt loszuhalten.

In der Schweiz ist der Wirtshauskranz ganz wie bei uns verbreitet. In Frankreich ist der aus Busch, Ficus, selbst aus Stroh gebildete „bouquet de cabaret“ verbreitet. In einem Erlass des Kaisers Karl VII. vom Jahre 1415 wurde die „couronne“ (Kranz) nur da geführt werden, wo der Wein mit Salbei oder Rosmarin gewürzt wurde.

In Italien findet man den Wirtshauskranz, wenn auch in verschiedenen Formen, als eine aemönlliche Erscheinung. In den Städten an der Adria sieht man ihn als frischen Lorbeerzweig oder als Zweig eines anderen immergrünen Gewächses. In Norditalien, wo

nicht zu jeder Jahreszeit frisches Laub zur Hand ist, sieht man statt des Busches, Hopfenähre, eine Eibe, die wahrscheinlich aus dem Schweiz überbracht wurde. Nach dem italienischen Sprichwort: „Mi buono vino non bisogna frasco“, glaubt der Italiener, der gute Wein läßt sich ohne Zeichen abtun. So hat ein altes deutsches Sprichwort: „Guter Wein darf kein ausgefärbtes Kleid!“

Der grüne Kranz ist auch in England heimlich geworden. Die Zeit der Königin Elisabeth II. der Gebrauch als ein Zeichen der Weingeistlichen oft genannt, auch bei Schaftware finden wir diese beliebige Stellen.

Wollen wir den Ursprung des Weinkranzes verfolgen, so dürfte die Annahme nicht fehl gehen, daß er durch die Römer nach Germanien gebracht worden ist. Wahrscheinlich ist er mit dem Weinbau den römischen Legionären im dritten Jahrhundert an den Rhein verpflanzt, nach Deutschland gekommen. Nach römischer Sitte wurde der Weinkranz an Weinwäldchen (Lanernen) dem Bauer zur Einfuhr und so mag der römische Legionär unter diesem Zeichen auch seinen Becher in fremdem Lande geleert haben. Finden wir doch heute noch viele römische Inschriften an Werten, die auf den Wein zurückgehen, so in unterer Kelter (calcatura), dem Schwanz (puncta), dem Most (mustum) usw.

Es liegt die Annahme nicht fern, daß der Kranz als Wirtshauszeichen aus dem Gebräuche des Bacchus herorgegangen ist. Der zu Ehren man solche Kränze trug. Im zweiten Buche der Metamorphosen wird berichtet, daß die Römer die Juden anwachen, am Bacchus feste Gebräuche zu Ehren des Gottes zu tragen. Auch findet sich oft auf antiken Trinkschalen Feuer in Ornamenten dargestellt. Wiederholt wird in älteren Werken darauf hingewiesen, daß die Römer je ein Rebersort gewannen, man brauche da keinen Wein auszufinden, so es guten Wein gäbe. Bestätigt es sich, daß die Römer den Gebräuche schon als Wirtshauszeichen verwendeten, kann das von heute noch gebrauchte Symbol auf das fünfte oder sechste Jahrhundert zurückzuführen.

von amteuend Jahren zurückzuführen. J. K. A. I. I.

Verschiedenes

Die Verdrängung der Reistädte. Eine vergleichende Statistik der Verdrängung der Reistädte im nördlichen Transvaal in Südafrika im Jahre 1919 zeigt, daß 444 deutsche Großstädte auf 50 Prozent mehr Schulden hat, als 444 deutsche Großstädte auf 50 Prozent mehr Schulden hat, als 444 deutsche Großstädte auf 50 Prozent mehr Schulden hat, als 444 deutsche Großstädte auf 50 Prozent mehr Schulden hat.

Amerikanische Kriegerhelfer. In den Vereinigten Staaten sind gegenwärtig 27 Hotels mit je über 1000 Betten, davon haben sieben über 2000 Betten und das Stevens-Hotel in Chicago über 3000 Betten. Die größte Zahl der Kriegerhelfer befindet sich in Chicago, nämlich neun mit zusammen 14 353 Betten, es folgen New York mit sieben Hotels und 9954 Betten. In zwei weiteren Städten hat Buffalo und Philadelphia, je ein Hotel mit 11 386 Betten. Während des Krieges wurden keine neuen Hotels gebaut. Erst in den Jahren 1919 bis 1927 setzte ein sehr rascher Aufschwung ein. Die großen amerikanischen Hotels verfügen über eine Gesamtzahl von 40 000 Betten.

Ein neuer Vornamen-Trend. Kürzlich wurde in den Springshot-Stadt (Springshot-Ebenen) im nördlichen Transvaal in Südafrika ein neuer Trend aus der Vorgeschichte der Menschheit gemacht. In der Nähe von Ansoeterien eines riefen, heute in Afrika ausgeführten Büffels wurden vergrabene versteinerte menschliche Schädel und Skelettteile gefunden. Bei der Zusammenführung der Bruchstücke des vorgeschichtlichen Menschenschädels fand man, daß es sich um den Schädel eines erkrankten Mannes mit verhältnismäßig hoher Stirn, normalen Wangen und braunen Haaren und schon deutlich entwickeltem Kinn handelte. Nach dem Vornamen „John“ zu den der vollentwickelten Menschen ähneln, glaubt man zu der Annahme berechtigt zu sein, daß er kein Angehöriger der Neandertaler war, sondern zu jenen hominiden Rassen gehörte, die in der Nachgeschichte von Nordafrika nach Süden wanderten. Es ist wahrscheinlich, daß solche hominiden Völker (zu denen u. a. die nordafrikanischen Berber gehören) damals über den eigentlichen Neer gebürtig haben. Durch diesen Fund wird die Auffassung unterstützt, daß man die in der letzten Zeit entdeckten versteinerten vorgeschichtlichen Rindermaler Südrattos, die in den Gebirgen, Felszeichnungen, Skulpturen usw., als Kulturträger der jenseitigen Rassen und nicht als Schöpfungen der Bushmänner zu betrachten hat.

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schirauer

Copyright by Verlag Carl Dunder-Berlin.

1 (Nachdruck verboten.)

Marianne Deter durchstürzte im Pariser Luxurios Deutschland, im train-bleu*) Frankreich und Spanien. Doch schneller als die Refordänge Europas eilte ihr Herz. Es flog dem 90-Kilometer-Braufen voraus zu dem Manne, der sie dort im Süden Spaniens ungeduldig, sehnsuchtsvoll verlangend erwartete.

Marianne war eine sparrige bedächtige Natur. Doch auf dieser Fahrt von Berlin nach Almeria verschwendete sie. Jede Minute war kostbar, war gekostetes Gut von ihrem Glück. Und dann, sie wollte zu Weihnachten dabei sein.

Sie schmeckte sich in das Polster des Personensuges, der von Madrid aus ihre Ungebuld auf herbe Proben stellte, und lächelte ein frohes nachsichtiges Lächeln. Sicher kam es Klaus nicht zum Bewußtsein, daß heute Heiligabend war. Dort unten am Meer war es enttäuschend herbstlich warm. Und vor allem, in seine Regionen flossen keine irdischen Feste.

In Guadix verliehen der Herr und die Dame, ihre Reisebegleiter von Madrid her, mit dem höflichen Gruß spanischer Weggenossen das Abteil. Nun war sie allein. Es erschien ihr wie eine Erlösung. Sie sprang empor und rekte die Arme. Stieß mit den Händen an die Dede des Wagens, so groß und raut und statisch war sie.

„In zwei Stunden bin ich bei ihm“, flüsterte sie und trat zum Fenster. Winterlich mild glüht die andalusische Landschaft an ihr vorüber. Das Tal des Guadix, die letzten Ausläufer der Sierra Nevada, die rasenden Rundhügel der Burg von La Calahorra.

Doch sie sah nichts von dieser Trauten, längst bekannten Schönheit der Provinz Granada. Ihre Gedanken und Sinne eilten wieder dem Schneedenken des spanischen Personensuges weit voraus.

Jetzt endlich, nach dreijähriger Ehe würde Klaus ihr gehören. Bis jetzt hatten ihn die Welten dort oder allein bejessen. Aber nun war das große Werk, auf das die astronomische Gelehrten-gilde seit Jahren wie auf eine weltliche Senation barrte — dieser Beweis der Einsteintheorie von der Rotverschiebung der Spektrallinien des Lichtes, das von Gestirnen mit großen Massen kommt,

*) Im „blauen Zug“.

— ob — sie hatte das alles sehr gut verstanden — aber wie konnte Klaus auch erklären! — ja, nun war das große Werk endlich beendet, sie hatte selbst die letzten Korrekturbogen mit nach Berlin zum Verleger genommen, und nun kam die lang und geduldig und doch mit allen gebänderten Instinkten ersehnte Ruhepause. Jetzt erst begann wahrhaft die Ehe. Damals, gleich nach der Hochzeit, hatte sich diese unerhörte günstige Gelegenheit geboten, diese Privatsekretärin in Almeria zu mieten. Klaus siedete von Arbeitsdrang. Und dann waren diese drei Jahre der Arbeit gekommen, in denen sie Mutter gewesen war, fast nichts als Mutter eines übermüdeten großen Jungen, der vierzehn Stunden ohne Unterbrechung am Okular gelesen und durch die Unendlichkeit des Raums gewandert war. Kernes und irritiert war er, als sie in der ersten Zeit bei ihm hatte wachen wollen. Ihre Nähe störte ihn, hing an ihm wie Erdenballast auf dem Fluge in die Welten des Alls.

So war sie schlafen gegangen und hatte früh morgens auf ihn gewartet, oft stundenlang. Hatte ihm dann rasch den Kaffee gereicht und ihn zu Bett gebracht. Und wenn er es nach kurzen Stunden tödlichen Schlafes verließ, hatte er sich an den Schreibtisch geworfen, die Beobachtungen der Nacht zu berechnen, zu kontrollieren, zu verarbeiten, bis die Dämmerung ihn wieder an den Refektorium rief.

Nichts als Mutter und Pflegerin war sie gewesen in diesen drei Jahren ihrer Ehe. Doch sie dachte es ohne Bitterkeit, ohne Vorwurf.

Aber jetzt! Sie begann in dem Abteil auf und ab zu gehen, von Tür zu Tür. Jetzt wollte sie Weis und Geliebte sein. Das gefesselte Blut in ihr rauchte ihr zu Kopfe, ihre Stirn unter dem strahlenden Haare rötete sich dunkel vor Verlangen. Langgestaute Ströme durchfluteten sie heiß und Wern freudig. Jetzt wollte sie sein Weis sein und seine Geliebte. Die Stätte atemloser Arbeit verlassen und in Freiheit und Sidgebühren schwelgen.

Der Zug war mit einer Iheren Wiegung nach Osten wieder in zerstückte Gebirge hineingekommen. Sie konnte die Maschine angestrengt atmen hören. Langsam ratterten die schweren Wagen über die Brücken schäumender Kanäle. Dann statterten sie mit silbige flirrenden Rädern beschwingt abwärts durch das Tal des Rio Almeria.

Mit einem heiteren übermütigen Winken begrüßte Marianne Deter den Heimkehrer. Ein erster Gruß des Geliebten blühte er sie. Seit acht Tagen hatte sie keine Zeile von Klaus, dem Schrift-foulen, diesem Sensationsmenschen erhalten. Es beunruhigte sie

nicht. Sie konnte ihn ja. Wie diese Schriftsteller, wissenschaftliche und schöpferische, hatte er im Privatleben einen Vorrat der Feder. Doch was bedeutete Worte! Sie wußte, was sie ihm war, was sie ihm, trotz aller seiner Erdenerne, war.

Sie feste sich wieder in ihre Ede. Gut, daß sie in Berlin nicht so erleidet hatte. Aus dem Unglück war nun doch eine Erlösung geworden. Wie ein Unheil hatte es sie überfallen, daß sie in dem Augenblicke, in dem Klaus keine große Arbeit abgab, als er endlich wieder ihr und dieser Erde aufteil, das Mißgeschick in der Drederei gefasch.

Er wollte sie nicht begleiten. Er war mit den populären astronomischen Glaubereien, die er alle vierzehn Tage für eine deutsche eine englische und eine französische Zeitung zu schreiben hatte, in ins Verhängnis geraten. Er wollte nacharbeiten, aufholen, wirken, um dann ganz frei zu sein, für sie und das Leben.

So war sie allein nach Berlin geeilt und hatte Ordnung gebracht, in die Drederei, dieses wohlbehaltene Ede ihres Vater-treulich hatte Ernst ihr dabei mit klugem kaufmännischen und kurzentschlossener Tat zur Seite gestanden. Vielleicht hätte ihr Klaus deswegen Vorwürfe gemacht. Aber sie stand doch freudig schattlichem mit ihrem ersten Manne. Und sie — Klaus — hatten doch wahrhaftig keinen Grund ihm zu sünnen. Sie ein — sie fand nicht gleich einen Vergleich — nun, lebendige ganz groß und edel hatte er sie freigegeben, als sie ihm dankbar gestanden hatte, daß sie Klaus liehe. Und konnte man ihm nicht übeln, daß er nur die eine Bedingung gestellt hatte: „das bleibt bei mir!“

Marianne faltete die Hände im Schoße und dachte an Marianne. Es war eine immer leise blutende Wunde in ihrem Herzen, die sie das Kind preisgegeben hatte. Ein betäubter, doch immer noch tief schmerzender Schmerz. Ein dicker mahnenbeses Flüstern des Gewissens.

Doch sie wehte diesen schwarzen Schatten ihres Glückes hinweg. Das Kind war bei diesem Manne auf verstorben. Sie entbehrte nichts — als die Mutter, kügte die raunende Stimme ihrer dumpfen Schuld hinau.

Ja, ja — aber es hatte sich um ihr Leben gehandelt. Es nicht wahr, daß Kinder eine Frau reiflos ausfüllen. Das war eine glatte funktionelle Lüge, die das geistige Niveau der Mutter tief herabdrückte. Kinder bedeuten einer Frau viel, nicht das nicht das große leute, tiefe Glück. Das war nicht wahr! Sie wollte und mußte eigenhändig sein — um jeden Preis, auch den Preis der Mutterlosigkeit ihres kleinen Mädchens.

(Fortsetzung folgt.)